

Ist Isoprotian weltweit nicht zugelassen?

Nein, die Anwendung des Mittels ist nur in Brasilien nicht erlaubt. Das Deutsche Aussätzigenhilfswerk wollte Isoprotian anfangs auch nicht verwenden, setzt es aber mittlerweile mit großem Erfolg in der Leprabekämpfung ein, ohne daß negative Folgeerscheinungen bei der Behandlung mit diesem Medikament beobachtet worden wären.

Was sollte Ihrer Meinung nach geschehen? Werden weiterhin Versuche unternommen, die offizielle Zulassung für Isoprotian in Brasilien zu erhalten?

Selbstverständlich versuchen wir weiterhin, Isoprotian in Brasilien in der Lepra-behandlung einsetzen zu dürfen. Im November vergangenen Jahres fand ein Gespräch mit der verantwortlichen Beamtin der Dermatologie des Gesundheitsministeriums statt. Diese Dame hat eigentlich nichts gegen das Medikament einzuwenden und würde den Einsatz von Isoprotian befürworten. Aber für die offizielle Zulassung ist die Genehmigung eines ganzen wissenschaftlichen Verwaltungsrates notwendig. Es sind nun Verhandlungen im Gange, daß Isoprotian wenigstens auf experimenteller Basis in Brasilien eingesetzt werden darf. Wir sind es einfach den leprakranken Menschen schuldig, uns weiterhin für die Zulassung dieses Medikaments einzusetzen, das ihre Krankheit nachweisbar heilen würde.

Karin Frammelsberger, München

BUCHBESPRECHUNGEN

Vatikan/Jesuiten

Bull, George: Im Innern des Vatikans. Aus dem Englischen von Wibke Schmaltz. Zürich 1987. 339 S., geb., DM 39,80.

„Schreiben Sie ‚Gutes‘ oder ‚Schlechtes‘?“ wenn in einem Buch über den Vatikan der Autor von einer solchen Frage eines alten Kurienkardinals berichtet, darf man manches nicht erwarten. Der Leser ginge fehl in der Annahme, er würde die Fäden der Macht hinter den Kulissen des Vatikans durchschauen, er würde die manchmal wundersamen Wege vatikanisch-römischer Meinungsbildung nachvollziehen können. Allerdings ist es eine Frage, ob dies überhaupt in einem Buch darzustellen ist, ob man so perfekt ineinandergreifende Struk-

turen, die Einstellungen und Haltungen festschreiben, nicht einfach erleben, ihnen ausgesetzt sein muß, als direkt Betroffener oder als Mithandelnder.

Was hat der Journalist G. Bull unter dem Titel „Im Innern des Vatikans“ 1982 in englischer Sprache auf den Markt gebracht? Durchaus eine solide, nüchterne Darstellung zu den Institutionen der römischen Kurie (samt schematischer Aufstellung auf 321–333), abgesichert aufgrund langjähriger persönlicher Kontakte bis in die kuriale Verwaltung. Er beschreibt die rechtlichen wie zeremoniellen Beziehungen zwischen dem Vatikanstaat und Italien, Leben und Pflichten des Papstes, die Kurie in ihrem Aufbau und Einflußmöglichkeiten wie der sich aus alledem ergebenden außenpoliti-

schen Wirkungen des Kirchenstaats. An die Schätze des Vatikans schließt er, wie auch sonst oft getan, Überlegungen zur Finanzsituation des Papsttums an, ohne dem Ausverkauf von Kunst das Wort zu reden. Die hinterfragenswerten Aspekte vatikanischer Finanzpolitik konnte auch Bull nicht enthüllen, er meint aber aus Informationen und Dementis eine zuverlässige Einschätzung der Lage gewonnen zu haben (286).

Er zeichnet ein aufmerksames und verehrendes Bild von Paul VI., der sicher ein großer und verkannter Papst war, der die Durchführung des Konzils (79) und die große Kurienreform (121) teilweise selbst ausgelitten hat. Bei der Charakterisierung des jetzigen Papstes betont er den Gedanken der Kontinuität von Paul VI. zu Johannes Paul II. im Verständnis des – auch – politischen Papsttums (99), des moralischen Anspruchs des Heiligen Stuhles (170) und der Rolle, die dabei die Mittwochsaudienzen als Zeugnis spielen (218). Am jetzigen Papst kommt kein Wort der Kritik durch Bull selbst zum Zug, allerdings zitiert er einen Kurienkardinal: Johannes Paul sei ein „Papst aus der Zeit vor dem II. Vaticanum“ (126). Andererseits versteht gerade dieser, seine Kommunikationsfähigkeit und Popularität ganz modern einzusetzen (219), und Verlautbarungen der päpstlichen Hauszeitung „Osservatore Romano“ geben ungekennzeichnet die höchste Meinung kund (211). In vielen Punkten hat die Kurie in ihren Abteilungen, wie ausführlich dargelegt (107–153), eine beträchtliche Autonomie (194), die nach eigenem Ermessen dem Papst oder einer anderen Kurieninstitution Fälle und Inhalte vorlegt. Die Verwaltung besteht fast hundertprozentig aus Theologen mit Spezialausbildung und Promotion o. ä. in Kirchenrecht (161). Frauen spielen in ihr gar keine Rolle, eine einzige Nonne ist als Mitglied im „Rat für öffentliche Angelegenheiten“ erwähnt, im Kommunikationsbereich sind einige Nonnen und Angestellte tätig, ebenso wie in der Vermögensverwaltung des Vatikans. Aber auch der Anteil der männlichen Laien (286, 288) am Apostolischen Stuhl ist sehr begrenzt.

Man bekommt also mit diesem Buch eine trockene, aber wohl realistische Information in die Hand. Und so möchte man

manchmal der Institution Vatikan mehr Fröhlichkeit und vielleicht auch Charisma wünschen.

Zu kurz kommt das Wechselspiel der Diözesen der römisch-katholischen Kirche mit Rom und die Einflußnahme auf dem Verwaltungsweg – gerade mittels der Nuntiatoren gleichsam in Brückenkopffunktion, deren Rechte nach dem Zweiten Vatikanum erweitert wurden. *M. Ottl*

Hebblethwaite, Peter: Wie regiert der Papst? Übers. aus dem Engl. von Wolfdietrich Müller. Zürich, Benziger/VSB Verlag 1987. 260 S., kart., DM 38,-.

P. Hebblethwaite, der kurz nach seiner sehr aufschlußreichen Arbeit über den Pontifikat Johannes' XXIII. einen intensiveren Blick auf das Wirken Johannes Pauls II. wirft, verspricht nicht zuviel, wenn er in der Einleitung zu seinem neuen Buch im Anschluß an den Dominikaner Melchior Cano schreibt: „Petrus braucht unsere Lügen oder Schmeicheleien nicht. Diejenigen, die blind sind und unterschiedslos jede Entscheidung des Papstes verteidigen, sind dieselben Männer, die am meisten dazu beitragen, die Autorität des Hl. Stuhls zu untergraben, anstatt sie zu unterstützen.“ (10) In diesem Sinne ist Hebblethwaite sicherlich eine der herausragenden Stützen des Hl. Stuhls, denn es wird kaum eine Entscheidung des Papstes geben, die er nicht in kritischer Weise hinterfragen würde. Nicht zuletzt deswegen wirkt das vorliegende Buch sehr spannend und ist auf jeden Fall lesenswert. Neben der ansprechenden Sprache – ein Kompliment an den Übersetzer W. Müller – erweist sich dieses Buch als historische Fundgrube, zumal seine Ausführungen keineswegs auf den Pontifikat von Karol Wojtyla beschränkt sind. Im besonderen zeigt sich Hebblethwaite als einer der besten Kenner des Papsttums im 20. Jh. An einen kurzen geschichtlichen Durchgang (vgl. 13–24) schließt er ein Kapitel über den fortschreitenden „Niedergang“ Roms als Heilige Stadt unter dem Papsttum im 20. Jh. an. Spätestens mit dem Konkordat von 1985 zwischen der italienischen Republik und dem Hl. Stuhl sieht er die Verweltlichung

der ehemals Heiligen Stadt nun auch offiziell festgeschrieben (vgl. 25–38).

Der anschließende Abschnitt ist für jeden, der sich für die neuere Papstgeschichte interessiert, zweifellos lesenswert. Liefert er doch sehr kritische, aber durchaus differenzierte Wertungen der Päpste unseres Jahrhunderts. Nirgendwo werden Fassaden aufgerichtet, ganz im Gegenteil, der ehemalige Jesuit schaut hinter die Kulissen und bietet aufschlußreiche Charakterporträts (vgl. 38–55). Johannes Paul II. wird dabei bewußt noch ausgeklammert. Die Seiten 56–69 beleuchten seine Herkunft und damit verbunden sein Denken. Interessanterweise legt Hebblethwaite in diesem Zusammenhang das Schwergewicht auf Karol Wojtyła als den Polen. Dabei versucht er in objektiv-kritischer Weise dem Menschen Karol W. auf die Spur zu kommen. Hierin liegt ein Grundzug der Arbeit Hebblethwaites, auch wenn ihm sein Wunschenken hin und wieder kleine Streiche spielt (vgl. z. B. 272). Daneben fällt seine ausgezeichnete Kombinationsgabe auf, was gerade im folgenden Kapitel deutlich wird: Dort gelingt es ihm, die bloß negativen Pauschalurteile gegen die Kurie zu relativieren, indem er den Einfluß des Papstes auf die Kurialbehörden sehr hoch ansetzt. Objektiv betrachtet zu hoch, weil er den Zeitaufwand unterschätzt, den die häufigen Reisen des Papstes und deren Vor- und Nachbereitung in Anspruch nehmen (vgl. 70–83). Das siebte Kapitel unter der Überschrift „Wachhunde der Orthodoxie“ nimmt die Kongregation für die Glaubenslehre unter die Lupe. Besonders aufschlußreich dürften für Interessierte die Ausführungen über Kardinal Joseph Ratzinger sein, der gerade in letzter Zeit nicht nur einmal im Kreuzfeuer der Kritik gestanden hat. In eleganter Weise wird diesbezüglich die unterschiedliche Behandlung der Theologen Küng, Schillebeeckx, Gutierrez und Boff unter Paul VI. und Johannes Paul II. gegenübergestellt (vgl. 84–113).

Das nächste Thema ist die Zentralisierung der Ämterbesetzungen, die in ihrer historischen Rechtfertigung – wie H. zu Recht aufweist – äußerst fragwürdig ist (vgl. 114–127). Nicht nur in diesem Fall erweist er sich als ausgezeichnete Geschichtsskener, der in gekonnter Weise Linien von den

Ursprüngen bis zur heutigen Zeit zu ziehen weiß. In der darauffolgenden Einheit über die Heiligsprechungen behandelt er u. a. die problematische Rolle des *Opus Dei* im Pontifikat Johannes Pauls II. In einer vielsagenden Bemerkung artikuliert er die tatsächliche Bedeutung von Kanonisationen. Jede Selig- bzw. Heiligsprechung erfolge entsprechend den Zielsetzungen des jeweiligen Pontifikates (vgl. 128–140).

Anschließend befaßt sich Hebblethwaite mit einigen noch fehlenden Kongregationen und dem Wandel ihres Führungsstils unter Karol Wojtyła (141–212). Hierbei versucht er deutlich zu machen, daß der Umschwung in der Arbeitsweise jeweils durch entsprechende Stellen- und bzw. -Neubesetzungen forciert worden ist. Im Blickpunkt steht auch hier wieder das Denken Karol Wojtyłas. Dieser einseitigen personenzentrierten Analyse ist entgegenzuhalten, daß in diesem Zusammenhang die Rolle des Papstes im Sinne eines absolutistischen Herrschers überzeichnet wird, der – um es etwas pointiert auszudrücken – nichts anderes vorhabe, als seinen „Mitrechristen“ seine apokalyptisch-pessimistische Weltsicht in dogmatischer Weise auszudrücken. Dazu müsse er zunächst jeden Dialog im Ansatz ersticken und dann versuchen, nur gleichgesinnte Mitstreiter an seine Seite zu stellen.

Im vorletzten Kapitel befaßt sich Hebblethwaite mit der Presse- und Informationspolitik des Vatikans (213–224). Anhand einiger sehr interessanter Beispiele – die der persönlichen Lektüre der Leser überlassen bleiben sollen – versteht er deutlich zu machen, daß Paul VI. recht hatte, wenn er sagte: „Vatikanische Presseerklärungen beschreiben nicht, was geschehen ist, sondern was hätte geschehen sollen.“ (216) Daneben bleibe im Vatikan kein Geheimnis wirklich geheim, „denn der Vatikan ist wie ein Dorf, in dem der Klatsch grassiert“ (218). Dies werde sich auch nicht ändern, solange es Menschen gibt, die enttäuscht sind, weil sie bei der letzten „Beförderung“ oder „Textauswahl“ unberücksichtigt geblieben sind.

Mit der Vision von einem neuen Pontifikat, den er als Traum vorstellt, schließen seine eigentlichen Ausführungen (225–240). Sein Kirchentraum, den er in eine fiktive

Eröffnungsansprache zu „Lateranum VI“ kleidet, mündet in das Kirchenväterzitat: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.“ (240) In einem kurzen Nachwort verdeutlicht Hebblethwaite, inwieweit er seine Thesen bestätigt sieht. Daneben ist er aber durchaus bereit, einige zu einseitig ausgefallene Passagen des Buches in ein objektiveres Licht zu rücken (vgl. 241–257). Eine Bilddokumentation über den Vatikan und seine Regenten rundet das empfehlenswerte, aber kritisch zu lesende Buch ab (258–280). J. Mayer

Kraus, Alfons: Für einen gefallenen Engel beten sie nicht. Die katholische Kirche und ihre verheirateten Priester. Ingolstadt, Selbstverlag Barbara Kraus 1988. 168 S., Pb., DM 15,-.

Ignatius von Loyola vertritt die Auffassung: „Bei der unveränderbaren Wahl, wenn man bereits einmal eine Wahl getroffen hat, gibt es nichts mehr zu erwählen, weil man die Bindung nicht lösen kann; so ist etwa Ehe, Priestertum usw. Es ist nur darauf zu schauen, wenn man die Wahl nicht gebührender- oder geordneterweise ohne ungeordnete Anhänglichkeit getroffen hat, daß man bereut und sich bemüht, in seiner Wahl ein gutes Leben zu führen.“ (EB Nr. 172) Damit nimmt Ignatius die wählende Freiheit des Menschen, die auf Verendgültigung zielt, ernst.

In diesen Kontext könnte man die Selbstbiographie von A. Kraus stellen. Hier wird exemplarisch geschildert, wie es einem Priester ging, der um Laisierung eingab. A. Kraus berichtet von seinem Weg zum Priestertum, seiner Entpflichtung, seinen Erfahrungen mit dem Ordinariat, seinem Leben mit seiner Frau und seinen Kindern, seiner Karriere als Lehrer und Schullektor. Der Autor schreibt: „Der gegenwärtige Papst Johannes Paul II. spricht dem Vernehmen nach keine oder fast keine ‚Laisierung‘ aus oder schränkt sie erheblich ein. Er hält eine ‚Laisierung‘ für unmöglich. Denn einen, der Priester ist, kann man nicht mehr zum Nichtpriester degradieren. Ich teile mit ihm diese Auffassung, vom ersten Gesuch um Heiraterlaubnis an. Das Wort ‚Laisierung‘ apostrophierte ich seit jener.“ (164) Ob die von manchen als restriktiv

bezeichnete „Laisierungspolitik“ des Vatikans theologisch gesehen wirklich so unangemessen ist? Inwieweit verstößt „Laisierung“ gegen die Berufung und Sendung eines Menschen durch Gott? Müßte man sich nicht vielmehr fragen, ob nicht priesterliche Dienste von Priestern weiterhin aufrechterhalten werden sollten, die nach gewissenhafter und geistlicher Prüfung erkannt haben, daß ihre Verpflichtung zum Zölibat nicht notwendig zu ihrem priesterlichen Dienst gehört? Nicht nur im Hinblick auf den Priestermangel in den Gemeinden, sondern auch im Rahmen der Ökumene einer Weltkirche wäre dies ein mutiger, ja geradezu notwendiger Schritt. In einer großen Geste der Umkehr und Versöhnung fänden viele so wohl einen neuen Zugang zum Evangelium und zur Kirche.

Lebensgeschichtlich kam A. Kraus an den Punkt, an dem er bei sich die Kopplung von Priestertum und Zölibat nicht mehr vereinbaren konnte: „Es gibt die ‚Berufung zum Priestertum‘ (Heb 5,4) und die ‚Berufung zum Zölibat‘ (Mt 19,11; 1 Kor 7,7). Die meisten Priester, die geheiratet haben, wollten ihrer Berufung, das Evangelium zu verkünden und den Gemeinden zu dienen, treu bleiben. Nur wenige haben von sich aus den Dienst verlassen. Die meisten sind vielmehr durch Anordnung des Gesetzes, das die Dispense zur Heirat nur gibt, wenn der Priester auf sein Amt verzichtet, dazu gezwungen worden. Diese Priester haben jedoch um Dispense gebeten, weil sie die Erfahrung machten, daß ihnen die zweite Berufung, die zum Zölibat, fehlt.“ (146)

Die römisch-katholische Kirche geht von der rechtlich relevanten Position aus, ihre Priester aus der Gruppe jener Männer zu nehmen, für die sowohl das Charisma zur Ehelosigkeit wie das Charisma zum Priestertum gegeben ist. Es bleibt schwierig, im Blick auf die Ordnung des – veränderbaren – Kirchenrechts, das prinzipiell auf die Logik der Gnade transparent sein muß, anhand der Charismen, die in einem lebenslangen Prozeß zwischen Gott und Mensch gezeitigt werden, das eigene Leben zu gestalten. Erst im Gespräch mit Jesus Christus enthüllt sich das jeweils Heilsamere. Denn die Gestalt dieser Welt vergeht. Und es kommt alles darauf an, das, was in Ewig-

keit gültig sein soll, anfänglich gewagt zu haben.
P. Imhof SJ

Garcia-Villoslada, Ricardo: San Ignacio de Loyola. Nueva Biografía. Madrid, Biblioteca de Autores Cristianos 1986. 1066 S., geb., DM 75,-.

Im Dezember 1986 konnte der A. seine neue Biographie über Ignatius von Loyola in Rom an der Päpstlichen Universität Gregoriana als Frucht jahrzehntelangen Forschens vorstellen. 30 Jahre früher hatte er zur 400-Jahr-Feier des Todes des hl. Ignatius sein Werk „Ignacio de Loyola: un español al servicio del pontificado“ veröffentlicht. Dieses steht zum heute vorliegenden Buch im Verhältnis eines Entwurfes zur Ausführung. In der nun alten Biographie sah H. Rahner „in erfreulich reichem Umfang das Anliegen verwirklicht“, eben auch den Ignatius der römischen Jahre (1540–1556) ins Licht zu stellen, die in ihrer nüchternen Alltätigkeit nach außen hin wenig Dramatisches an sich hatten (vgl. GuL 30 [1957] 144f). Seither ist das Interesse an Ignatius selber, an seiner Spiritualität und an seiner Gründung weltweit gewachsen. Davon abgesehen, daß der Autor selber am Ball geblieben ist – hier seien nur sein Werk „Loyola y Erasmo. Dos almas, dos épocas“ (1965) und seine zwei Bände über Martin Luther (1984) erwähnt – hat er in seiner neuen Biographie im Austausch und in der Auseinandersetzung mit allen namhaften Forschern, die wie er in gründlichen Studien Steinchen um Steinchen zur Geschichte des Heiligen geliefert hatten, zu einem historisch zuverlässigen Bild des wohl bedeutendsten Basken zusammengefügt.

Fast 40 Jahre hat sich der A. in die Quellen zum Leben des hl. Ignatius vertieft. Als er diese zweite Biographie zu Ende brachte, gesteht er in großer Bescheidenheit, was er für sich damit zu erzielen vermochte: „Mir ist, als könnte ich durch einen Spalt einen Blick in die Tiefen der Seele des Ignatius tun, die in göttliches Licht getaucht zu sein scheint und doch so menschlich ist. Nun fühle ich mich hinreichend vorbereitet, diese Biographie von neuem in Angriff zu nehmen – angesichts meiner Jahre ein Ding der Unmöglichkeit –

und den ersten Stein zu jenem Monument zu legen, das seine Söhne ‚dem Größten der Loyolas‘ schulden“ (8). Seinen Standort und Rang unter den Ignatius-Forschern beschreibt der A. so: „Wir verfügen über eine fast vollständige Dokumentation, an die man mit einem kritischen Sinn für die historischen Fakten heranzutreten weiß. So kann man an eine Biographie denken, die dem Größten der Loyolas eher gerecht wird als die bisherigen. ... Ich gebe mich damit zufrieden, Wege zu ebnen, Fragen abzuklären und Perspektiven zu eröffnen, damit schließlich denen, die künftig das Monument für Ignatius errichten, etwas von der undankbaren und mühevollen Arbeit der historischen Forschung erspart bleibe“ (10).

In einem vielbeachteten und wegweisenden Überblick über die Ignatiusliteratur stellte H. Rahner 1941 in der Struktur der Bemühungen um Ignatius folgende Hauptzüge heraus: „1. vollständige und kritisch gesicherte Herausgabe aller Quellen; 2. kritische Darstellung seines Lebens von einer ehrlich und klar bezogenen Stellung der Anerkennung oder der Ablehnung aus; 3. Versuch, das innerste Wesen des Heiligen zu erfassen, das heißt, die ‚Theologik‘ des Ignatius zu umschreiben, ihn zu ‚begreifen‘ von dem aus, was nicht er Selbst ist: von Gott aus, von seinem restlosen Ausgeliefertsein an das Werk aus, von der Kirche aus; Ignatius also im radikalen Gegensatz zu Psychologie und bloßer Historie“ (StdZ 138 [1941] 96).

Auf den Gebieten, die im 1. und 2. Punkt beschrieben sind, ist viel geschehen. Die Erwartung, die im 2. Punkt ausgesprochen wird, hat sich mit der neuen Ignatius-Biographie des A.s in hohem Maß erfüllt. Wenn jemand einzelne historische Fakten in den kulturellen Kontext gestellt wissen will – ein durchaus berechtigter Wunsch (vgl. R. Garcia-Mateo: Ignatius von Loyola vor seiner Bekehrung. In: GuL 61 [1988] 245–256) –, wird er mit dem, was der A. vorlegt, nicht ganz zufrieden sein. Immerhin hat er im kritischen Apparat zahlreiche gezielte Hinweise gegeben, die an das gesellschaftliche und kulturelle Umfeld heranzuführen können.

Bei allen Grenzen, die dem hier vorgestellten Werk anhaften mögen und die der

A. selber in selbstkritischer Einschätzung aufzeigt, wird sein Ignatius-Leben für den „Versuch, das innerste Wesen des Heiligen zu erfassen“, ein unentbehrliches Hilfsmittel sein. Da in deutscher Sprache nichts Vergleichbares vorliegt und in absehbarer Zeit auch nicht zu erwarten ist, sollte diese neue Biographie übersetzt werden.

A. Falkner SJ

Fischer, Heinz-Joachim: Der heilige Kampf. Geschichte und Gegenwart der Jesuiten. München, Piper 1987. 283 S., DM 16,80.

Mit dem Titel seines Buches über die Geschichte und die Gegenwart der Jesuiten hat sich der Autor, Korrespondent der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ in Rom, keinen guten Dienst erwiesen. Die Assoziationen, die mit dem Ausdruck „heiliger Kampf“ verbunden werden, mögen sehr verschieden sein; in der Regel sind sie nicht dazu angetan, das Interesse zu wecken. Das ist im Fall dieses Buches über die Geschichte und die Gegenwart der Jesuiten um so bedauerlicher, denn Heinz-Joachim Fischer hat sich große und erfolgreiche Mühe gegeben, ein möglichst objektives Bild des Ordens zu zeichnen, „die in der Geschichte wirkenden Personen und Kräfte zu ihrer eigenen Sprache kommen zu lassen, ihnen nach dem Gesetz, unter dem sie angetreten sind, gerecht zu werden“ (26). Sieht man ab von gelegentlichen Übertreibungen hinsichtlich der Eigenart und der Bedeutung des Ordens in Geschichte und Gegenwart, so ist ohne Einschränkungen festzustellen, daß dem Autor gelungen ist, was er sich selbst als Aufgabe gestellt hat: „Mir genügt zu zeigen, daß die Gesellschaft Jesu eine große bestimmende Kraft der Geschichte ist, daß ihre Mitglieder staunens- und erwähnenswerte Leistungen hervorgebracht haben, sich in der Gegenwart behaupten und sich für das dritte Jahrtausend rüsten“ (27).

Die „Grundlegungen“ im ersten Teil des Buches umfassen eine zutreffende Darstellung der „Formula Instituti“ und der Konstitutionen, der Exerzitien und des Lebens des hl. Ignatius und geben Auskunft über die Gründung des Ordens. Der zweite Teil des Buches ist der Geschichte des Ordens

gewidmet. Die Auswahl der wichtigsten Etappen ist gut getroffen: die Missionierung des Ostens; das Konzil von Trient und die Gegenreformation; der „Jesuitenstaat“ in Südamerika; das Engagement des Ordens in den Wissenschaften; die Beiträge des Ordens zum Barock und das „Jesuitentheater“; der Gnadenstreit und die Auseinandersetzung um Grundfragen der Moral; die Aufhebung des Ordens im Jahre 1773; und die Entwicklung des Ordens „zwischen den Pius-Päpsten (1775–1958)“. Der deutsche Leser wird bedauern, daß der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus vergleichsweise wenig Raum gegeben wird. Der dritte Teil des Buches, der sich mit der Gegenwart des Ordens beschäftigt, beginnt mit einer in allen Einzelheiten zutreffenden Darstellung der Struktur und der quantitativen Entwicklung des Ordens in Gegenwart und absehbarer Zukunft. Hier wird die internationale Dimension besonders deutlich. Die Ausführungen über Pater Arrupe sind im Umfang (2½ Seiten) etwas knapp ausgefallen, das Interview mit Pater Kolvenbach könnte aussagekräftiger sein. Es folgen eine Reihe von Einzelbeiträgen, die zum größten Teil aus früheren Veröffentlichungen in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ stammen: Apostolat, Finanzen, Ausbildung, beispielhafte Chronik des Jahres 1987, Piazza del Gesù, Karl Rahner, Atheismus und Marxismus, Kardinal Martini und Pater Sorge, Radio Vatikan. Zum Abschluß dieses Teils des Buches unternimmt der Autor den Versuch, das Wirken des heutigen Jesuitenordens in Lateinamerika, Asien und Afrika zu schildern; diese Beiträge geben dem europäischen Leser einen guten Einblick in weithin unbekannte Tätigkeitsfelder des Ordens.

Vergleicht man das Buch von Fischer mit anderen zeitnahen Veröffentlichungen über den Orden, so kommt man zu einem guten Resultat: Trotz der unübersehbaren Sympathie des Autors für den Orden zeichnet er ein zutreffendes Bild von Geschichte und Gegenwart der Jesuiten. Die von ihm getroffene Auswahl bestimmter Aspekte ist begründet und erfäßt das Wesentliche. Die Sprache ist modern und anregend, die Darstellung weckt Interesse und vermittelt viel Information.

H. Zwiefelhofer SJ